

Ein bibliophiler Blick auf F. W. Weber.

Von Michael Maria Rabenlechner.

Am 5. April 1924 waren es dreißig Jahre, daß Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“ gestorben ist. Die gesetzliche Schutzfrist für seine Werke geht somit zu Ende. Vom rein bibliophilen Standpunkte ein Blick auf deren Originalausgaben ist demnach immerhin von Interesse, zumal sich unter ihnen eine Reihe längst vergriffener interessanter (heute nur schwer mehr aufzutreibender) Drucke befinden.

F. W. Weber, ein Westfale jeder Zoll — geboren am 25. Dezember 1813 im Dorfe Althausen (am Fuß der Dsning) nächst Driburg (im Regierungsbezirk Minden) — seinem Stande nach Dr. medicinae und als solcher ausschließlich in seiner westfälischen Heimat bis in seine allerletzten Lebensstage als praktischer Arzt tätig (sein schlichtes, aber innerlich doch so reiches Leben beschrieb in klassisch-schöner Form Prof. Dr. Julius Schwering, [Paderborn, 1900]) — war schon als Universitätsstudent dichterisch rege produktiv, ließ aber zunächst und durch viele weitere Jahre (zum Teil pseudonym und überhaupt, ohne damals in der Öffentlichkeit besonderen Eindruck zu wecken) nur ein oder das andere Gedicht in diesem oder jenem Almanach, in dieser oder jener Zeitschrift drucken. Und wie in Weber, wie er bis an sein Lebensende immer wieder und wieder betonte, stets der Arzt vor dem Dichter ging, war seine erste selbständige Publikation eine seinem ärztlichen Berufe (als Badearzt zu Lipp Springs, nächst Paderborn) entkeimte Schrift, eine balneologische Arbeit „Die Arminiusquelle zu Lipp Springs“ (1858; [2. Ausgabe] 1863, Paderborn, Schöningh), ein schlankes Heft (IV + 75 S.), das — gegenwärtig völlig verschollen — für den Sammler eben nur Wert hat, weil sein Verfasser der spätere „Dreizehnlinden“-Dichter ist.

Ungleich mehr Interesse als diese Schrift beanspruchen aber

bereits Webers Übersetzungen aus dem Englischen und Schwedischen (Weber beherrschte perfekt sämtliche germanischen Sprachen, auch deren Dialekte). Als Frucht der intensiven Beschäftigung mit dem Englischen erschien Ende 1868 „Enoch Arden. Ein Gedicht von A. Tennyson, übersetzt von F. W. Weber“ (Leipzig, Justus Naumanns Buchhandlung), und etliche Monate später ebendasselbst, ebenfalls übersetzt von ihm, Tennysons Gedicht „Aylmers Field“; beide Übersetzungen: — zwei dünne Bändchen, jedes aus ihnen nur ganz wenige Druckbogen stark, beide ganz gleich ausgestattet, in ganz gleichem Format (Kl. 8°) auf gutem Papier, aber ohne jede Kopsleiste oder Vignette gedruckt — und jedes sowohl einfach broschiert, wie auch fein gebunden ausgegeben (beide Übersetzungen gingen dann später in den Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn über und erlebten dort einige weitere Auflagen). — 1872 erschienen dann Übersetzungen aus dem Schwedischen „Schwedische Lieder. Übersetzt und mit ihren Singweisen und Klavierbegleitung herausgegeben von F. W. Weber“ (Paderborn, Schöningh) — ein (heute auch nur schwer mehr aufzutreibendes) Heft in hoch 4°, IV + 68 SS. stark, nur broschiert ausgegeben. — Und kurze Zeit darauf reizt Weber neuerlich ein Werk Tennysons, ein Werk, dessen Sprache und Versbau wie kein anderes Werk Tennysons der Übersetzung Schwierigkeiten bereiten, Schwierigkeiten, die indes der Sprachkünstler in Weber derart spielend überwindet, daß englische Beurteiler erklärten, die Übersetzung liesse sich klarer wie das Original. Es ist das tragische Idyll „Maud. Ein Gedicht von A. Tennyson, übersetzt von F. W. Weber“ (1874; Paderborn, Schöningh). Auch diese Maud-Übersetzung, die beste Webersche Übersetzungsarbeit, erlebte dann noch weitere Auflagen und wurde sowohl broschiert, wie auch elegant gebunden, so ziemlich in gleichem Format und der gleichen Ausstattung wie die beiden anderen Tennysonbändchen ausgegeben.

Aber schließlich alle diese kleinen Übersetzungen hatten, so freundlich sie auch von der Kritik begrüßt wurden, den Namen ihres Herausgebers nicht in weitere Kreise gebracht. Und inzwischen war Weber 65 Jahre alt geworden. Es dürfte wohl in der ganzen Weltliteratur ziemlich vereinzelt dastehen, daß das Werk eines Sechzigjährigen diesen zu einem ersten Dichter seiner

Nation stempelte. Es geschah dies Weber durch die Dichtung, an der er seit 1874 gearbeitet und die er wohlausgefeilt September 1878 veröffentlichte.

Derselbe Buchhändler, der Weber bereits wiederholt gedruckt und verlegt, übernahm auch den Verlag dieses Buches: „Dreizehnlinden. Von F. W. Weber. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1878.“ Wenn es aber richtig ist, was uns ein angesehenener deutscher Verleger vor Jahren überliefert, so soll sich Schöningh die Verlagsübernahme der umfangreichen Dichtung zunächst gründlich überlegt haben (stand ja sogar der Dichter, wie Schwering mitteilt, seinem fertig gedruckten Buche zunächst selbst ein wenig skeptisch gegenüber . . . „es war mir, als ob ich eine Schuld begangen hätte, ich fürchtete mich vor der Öffentlichkeit . . . es wird mir armem Menschen hart genug mitgespielt werden, das fürchte ich schon im voraus . . .“). Indes — „habent sua fata libelli“ — Schöningh hatte die Verlagsübernahme nicht zu bereuen — das Buch hatte einen beispiellosen Erfolg: September 1878 erschien die erste Auflage, März 1879 bereits die zweite, Mai desselben Jahres die dritte, September die vierte und nun geht fort seither Jahr für Jahr 4–6 Auflagen und jede dieser Auflagen ein wirklicher Neudruck, keine leere Verlegerreklame. Auch nicht ein Werk eines anderen deutschen Dichters vorher hatte so rasch nach Erscheinen in dem Maß intensiv gezündet — nicht die „Amaranth“, nicht „der Trompeter von Säckingen“, nicht „Ekkehard“, nicht die gerade damals gleichfalls stark begehrten beiden großen Epen Hamerlings.

„Dreizehnlinden“ erschien zunächst im Formate Kl.-8°, IV + 366 Seiten stark, auf gutem holzfreiem Papier, in Schwabacher Lettern gedruckt, ward broschiert ausgegeben (der lichtbraune Umschlag zeigt den Titel in schmuckloser Linienumrahmung), aber auch vornehm in Originalleinenband mit Goldschnitt gebunden. Der Dichter hatte bereits der ersten Ausgabe am Schlusse „Erläuterungen“ beigegeben; einem Wunsche der Kritik zufolge, vermehrte er bei der zweiten Auflage diese Erläuterungen, ließ aber im übrigen die Dichtung (und die Erläuterungen, so wie diese der zweiten Auflage beigegeben waren) durch alle folgenden Auflagen unverändert. Der von Künstlerhand entworfene, in zartester Gold- und Schwarzpressung hergestellte Originalleinenband war sehr geschmackvoll, wurde

aber nach den ersten Auflagen noch überdies zu seinem Vorteil in etwas (von dem gleichen Zeichner) geändert: — innerhalb einer reichen Renaissance-Reliefumrahmung zeigt die obere Hälfte des Deckels ein künstlerisch gruppiertes Flaggennmotiv mit dem lichten Sachsenrosß im roten Felde und dem Titel des Buches (der ältere Einband gibt merkwürdigerweise den Titel des Buches in zwei Wörtern „Dreizehn Linden“), in der unteren Hälfte des Deckels ist ein Kreissegment ausgefüllt von einem seitlich=perspektivisch gesehenen, von Linden flankierten Klosterbau (auf den älteren Einbänden ist dieser romanische Klosterbau nicht seitlich, sondern von vorne gesehen) und in dem Zwickel zwischen Rahmen und Segment sitzt auf einem Zweige der charakteristische Uhu. (Auf den älteren Einbänden fehlt dieser Uhu.) Auch der Einbandrücken paßt sich (bei dem neuen Einbände), ornamentiert durch ein Bannermotiv, stilvoll dem Vorderdeckel an. Dieser also gegenüber den älteren Auflagen in etwas geänderte Einband ist dann der charakteristische Originaleinband der laufenden Kl.=8^o (Geschenk-)Ausgabe des Buches unverändert geblieben, bis auf den heutigen Tag. („Geschenk“-Ausgabe nennt der Verlag diese Kl.=8^o-Ausgabe seit 1905, weil neben ihr — wir werden darauf zurückkommen — seit diesem Jahr eine gleichfalls laufende, billige Volksausgabe in einfachster Ausstattung erscheint.)

Da „Dreizehnlinden“ einen beispiellosen Erfolg hatte, so beschloß der Verleger bereits nach Erscheinen der 12. Auflage eine illustrierte Ausgabe herauszubringen. Und so erschien bereits 1882 bei Schöningh — sämtliche Auflagen und Ausgaben der Dichtung erschienen im gleichen Verlage — in Lex.=8^o eine „Illustrierte Ausgabe mit 9 Lichtdrucken nach Zeichnungen von Prof. von Wörndle, 23 Kopfleisten, Schlußvignetten, farbigem Titelblatt und dem Porträt des Dichters“. Leider aber entsprach die Ausgabe nicht allen Erwartungen. Der Druck ist zwar schön (Schwabacher-Gotik, jede Seite in roter Umrahmung), auch die Einbandzeichnung (Kloster im Walde) ginge noch ganz gut an — aber schon die Titelzeichnung bietet auch nicht die leiseste originale Andeutung des großen Inhaltes der Dichtung, repräsentiert sich noch zudem wie eine recht ungeschickt entworfene Skizze zu einem Glasfenster; auch die auf dem gedruckten Titelblatt angekündigten Kopfleisten und Schlußvignetten verdienen diese aufdringliche Erwähnung nicht. Besser sind die 9 Illustrationen Wörndles (Wörndle war ein

Schüler des genialen Josef von Führich), wenn auch sie vom gerechten künstlerischen Standpunkt gemessen rein akademischen Geistes sind. Die Figuren sind nämlich von etwas lebloser Art und geben nicht im entferntesten den richtigen Wertmesser von der Bewegtheit und Fülle der Dichtung. Zu alledem sind diese 9 Bilder technisch minderwertige, aufgeklebte Photographien. Zum ersten Male wurde aber wenigstens durch diese erste illustrierte Ausgabe, die trotz alledem in Kürze vergriffen war (eine Neuauflage aber — bezeichnend — nicht fand), der prächtige geistvolle Kopf des Dichters weiteren Kreisen bekannt.

Es wäre eine interessante bibliophile Arbeit, den „Jubel“-Ausgaben deutscher Dichterwerke des 19. und 20. Jahrhunderts nachzugehen und deren Ausstattung und Einband kritisch-bibliophil zu würdigen, z. B. — um nur aufs Geradewohl einige zu nennen —: „Mirza-Schaffy“, „Trompeter von Säckingen“, „Eckehard“, „Gaudeamus“, „Die Schriften des Waldschulmeisters“, „Problematische Naturen“, „Katzenteg“, „Frau Sorge“, „Jörn Uhl“, „Jürg Jenatsch“, „Glaube und Heimat“. Da dürfte aber dann auch „Dreizehnlinden“ nicht fehlen. Sowohl die 25. wie die 50. Auflage erschienen im Festgewande — auf dem Titel offiziell als „Jubel“-Ausgabe bezeichnet. Aber so freudig man auch die 25. Auflage (1885) in ihrer prächtigen typographischen Aufmachung begrüßte (so daß sich sogar einige Neuabdrucke dieser Jubel-Ausgabe als nötig erwiesen), — die 50. (1891) enttäuschte, da hatte sich's der Verlag doch etwas leicht gemacht. Wenn schon eine neuerliche (50.) Jubel-Ausgabe geboten werden sollte, dann hätte diese doch ein ganz besonderes, mit keiner der bisherigen Ausgaben gleiches Kleid tragen müssen (wie's z. B. Bonz in Stuttgart prächtig verstanden bei der 50., 100., 200. Ausgabe des „Trompeter“, deren jede ein bibliophiles Kabinettstück für sich). Wenn man aber von der Schwabacher-Gotik und dem nur in Schwarz und Gold hergestellten Titel dieser 50. Jubel-Ausgabe absteht, zeigt diese genau das Kleid der 25.: — das ganz gleiche Format, das gleiche rosa schimmernde Papier, die gleiche rote Randeinfassung jeder Seite, dasselbe Stahlstichporträt des Dichters mit demselben Faksimile und (man faßt es nicht) — genau den gleichen Einband. Und gerade dieser (für die 25. Auflage, 1885, besonders hergestellte) Einband steht künstlerisch nicht auf voller

Höhe, wenn er vielleicht auch Laienaugen ganz gut gefallen wird. Er ist nämlich zwar reich goldüberladen und mehrfarbig gepreßt, schließt sich aber, ohne den Inhalt der Dichtung wesentlich anzudeuten, in geradezu ängstlicher Pedanterie in bezug auf Zeichnung und Raumverwertung an die damals herrschende marktübliche Bücherware an. — Im Anschlusse an diese Charakterisierung der 50. Auflage muß hier aber noch weiter mitgeteilt werden, daß der Verlag — vom bibliophilen Standpunkte aus auch wieder kaum zu begreifen — einige Zeit, nachdem diese 50. Auflage vergriffen war, etliche Auflagen der Dichtung ganz in der Ausstattung der 50. Auflage — doch mit neuem Titelblatte — herstellen ließ und diese Auflagen nun freilich nicht mehr als „Jubel“-, sondern als „Salon-Ausgabe“ auf den Markt brachte. Es gab also damals (allerdings nur auf kurze Zeit) neben der laufenden Kl.-8^o-Ausgabe eine „Salon-Ausgabe unserer Dichtung, die sich — die Titelblätter lediglich ausgenommen — durch nichts von der 50. Jubel-Ausgabe unterscheid.

Schon Jahre vorher hatte der Verlag das Erscheinen einer neuen, und zwar großen illustrierten Ausgabe angekündigt. Endlich 1896 (auf dem Titel trägt sie keine Jahreszahl) kam sie (in Folioformat): „Illustrierte Prachtausgabe von Karl Rickelt.“ Es ist für den Referenten erfreulich, konstatieren zu können, daß diese Ausgabe, was ihre Innenausstattung betrifft, das hält, was der Titel verspricht: sie ist eine Pracht-Ausgabe, was Papier, Satzspiegel und Bilder betrifft, die Bilder speziell (zum Teil Holzschnitte, zum Teil [zwölf] Photogravüren) stehen auf voller künstlerischer Höhe. Gustav Doré hätte es nicht besser machen können. Leider hält wieder der Einband dieser kostbaren Innenausstattung nicht die Wagschale, obgleich vielleicht das Laienauge ihn sogar für „recht schön“ erklären wird. Dieser Einband ist vielmehr künstlerisch recht mißlungen. Ein ritterlicher Harfenschläger gegenüber einem Klosterbilde, umgeben von Lilien und Rosensträuchern, über dem Klostergebäude die aufgehende, kreuzdurchwobene Sonne, — diese Zeichnung nun aber schwimmend in Schwarz- und Golddruck („echte Goldpressung“ rühmt die Ankündigung) —: es ist eine jener Einbandarten, mit denen vor dreißig Jahren wahllos nicht bloß Bücher, sondern auch Bilderalbums, Prachtkartons und dergleichen versehen wurden . . .

Inzwischen hatte die gewöhnliche Kl.-8°-Ausgabe immer weitere Verbreitung gefunden und 1901 wurde die 100. Auflage ausgegeben. Sie erschien zwar nicht offiziell auf dem Titel als Jubel-Ausgabe, unterschied sich aber doch in ihrer Aufmachung deutlich von den übrigen Auflagen. Zwar ganz im gleichem Formate der Kl.-8°-Ausgabe hatte sie als Schmutztitel den verkleinerten Bildschmutztitel der Rickelt'schen Pracht-Ausgabe, dann ein besonderes Stahlstichporträt des Dichters und war in feinen Originalhalbfranzband gebunden. Schon wenige Wochen nach Ausgabe war diese 100. Auflage vergriffen, die, wie betont, nicht offiziell als Jubiläums-Ausgabe ausgegeben wurde, die man aber bei Registrierung von Jubel-Ausgaben deutscher Dichter im 19. und 20. Jahrhundert vielleicht doch nicht ganz wird übergehen dürfen. Vielleicht ebensowenig wie die 150. Ausgabe Dreizehnlindens. Als nämlich — knapp vor dem Kriege — 1913 — die 150. Auflage sich als nötig erwies, ließ sie der Verleger als eine „dem Andenken des Dichters zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages, 25. Dezember 1813“ geweihte Ausgabe in wirklich prachtvollem Sonderkleide herstellen: in vornehmem größeren 8° auf Büttenpapier in gediegensten Lettern, der Pergamenteinband eine reich gegliederte ornamentale Lösung in Gold aufweisend, geistvoll im Zusammenhange mit der sehr stilvoll erdachten Schrift, das Vorsatzblatt sich streng an das Motiv des Buchdeckels anschließend, durch seine einfache Linienführung eine sehr sinnvolle Ausnützung des Raumes gebend; alles in allem eine wirklich bibliophile Ausgabe, die jeden verständigen Bücherfreund erfreuen mußte. Daß diese 150. Auflage im Nu verkauft war, ist darum leicht zu begreifen.

Jahre vor dem Kriege, wie ja bereits erwähnt, hat dann der Verleger neben der Kl.-8° (Geschenk-)Ausgabe eine billige Volks-Ausgabe herstellen lassen, die kolossale Verbreitung fand (sie gleicht in Ausstattung ganz dem Schöningh'schen Schul-Ausgaben deutscher Klassiker); sie steht heute im 350. Tausend, daneben die Geschenk-Ausgabe in der 207. Auflage. Eine neuerliche Jubel-Ausgabe ist aber nicht erschienen. Die ernste Zeit war einer solchen gewiß ebenso entgegen, wie der 300. Ausgabe des „Trompeter von Säckingen“, die gleichfalls (obwohl projektiert) schließlich ohne Jubelkleid erschien. —

Sofort, als „Dreizehnlinden“ so mächtig eingeschlagen, erhob sich in der immer größer werdenden Gemeinde Webers die Frage nach

anderen Werken des Dichters. So erschien (gleichfalls bei Schönningh) eben recht zu Weihnacht 1881 ganz im Format und in der Ausstattung der Kl.=8°-Ausgabe von Dreizehnlinden „Gedichte von F. W. Weber“, broschiert und natürlich auch gebunden in Goldschnitt ausgegeben (der Einband in Schwarz- und Golddruck ohne jede Originalität). Diese Gedichte stehen heute in der 47. Auflage. Und da nach Erscheinen Dreizehnlindens und der „Gedichte“ Webers Name (da Weber, ohne aufdringlich zu sein, von seiner katholischen Weltanschauung kein Hehl machte) an der Spitze speziell der katholischen deutschen Dichterreihe stand, so wurde Weber wiederholt von angesehenen Verlagsfirmen gebeten, religiöse Bilder durch Poesien seines Genius zu kommentieren. So trat der Verlag Ahn in Köln an ihn heran, zu sechs, nach Professor Ittenbach von seiner Tochter Wilhelmine gemalten (von Blumen umrankten, mit Sprüchen vom Pinsel der Malerin versehenen) Madonnenbildern einen poetischen Text zu schreiben; so entstand 1885 das Prachtwerk „Marienblumen“. 1886 veröffentlichte der Verlag Adolf Eitze in Leipzig das „Vater Unser“ in den zarten weichen Bildern von Paul Thumann und schuf eine Ausgabe für Katholiken mit einem Gedichte (neun Strophen zu je sechs Versen) von unserem Dichter. Und endlich Weihnacht 1892 erschienen im Verlage von Josef Albert in München Passionsgedichte Webers zu Kartons von Molitor „Das Leiden unseres Heilands“. Das um Weber willen noch am meisten begehrte dieser drei Prachtwerke waren die Gedichte Webers zu Ittenbachs in Chromolithographie reproduzierten Bildern. Hier bot Weber aber auch weit mehr wie der Künstler. Professor Ittenbach (seine Tochter malte die sechs Madonnenbilder nach ihres Vaters Originalen) ist bekanntlich der Schöpfer vieler Heiligenbilder, die durch ihre süße Manier bei jedem Kunstlaien Gefallen erwecken und doch für ein kritisches Auge nur durch den Gegenstand der Darstellung wirken. Webers begleitende Gedichte aber sind goldene Kunst — durch sie hat sich Weber in die erste Reihe der modernen Mariensänger gestellt; darum entschloß sich auch Ahn 1892 den Text Webers als 8° Bändchen auf schwerem Papier in elegantem Originaleinband — gegenwärtig in 6. Auflage vorliegend — den Verehrern des Dichters billiger zugänglich zu machen.

Die Passionsgedichte zum „Leiden unseres Heilandes“ waren die letzte Publikation unseres Dichters — er schuf, wie bereits betont,

diese Arbeit auf Wunsch des Kunstverlages Albert in München. Etliche Monate vorher, Frühjahr 1892, hatte aber der 79jährige den großen Kreis seiner Gemeinde noch einmal durch eine neue ureigenstem Antriebe entsprungene epische Dichtung erfreut, eine prächtige norwegische Dorfgeschichte in Versen „Goliath“ (Verlag Schöningh), ein schlankes Bändchen in Kl. 8° auf schwerstem Papier in Schwabacher-Gotik mit sehr geschmackvoller Original-Einbanddeckenzeichnung (Goliaths Hütte). Auch von Goliath ward in diesem prächtigen Kleide Auflage um Auflage nötig (heute 44. Auflage) und auch von dieser Dichtung erschien 1910 (ganz in der Ausstattung der bezüglichen Ausgabe von Dreizehnlinden) eine „billige Volksausgabe“ (heute 45. Tausend).

Am 5. April 1924, wie bereits eingangs betont, starb Weber (zu Nieheim in Westfalen). Aus seinem Nachlasse empfing dann noch des Dichters Gemeinde, 1895, die Gedichtesammlung „Herbstblätter“, Nachgelassene Gedichte (Verlag Schöningh; gegenwärtig in 27. Auflage stehend; der prächtige Originalband zeigt die Zeichnung eines gotischen Fensters, um das sich vergilbendes Laub rankt). —

Vor zwei Jahren sollte dann endlich auch der schon lang gehegte Wunsch der zahllosen Weber-Verehrer in Erfüllung gehen: Spätjahr 1922 erschienen im Verlag Schöningh „Friedrich Wilhelm Webers gesammelte Dichtungen in drei Bänden, herausgegeben und mit Lebensbild und Vorwort von seinen Kindern Elisabeth Weber und Dr. Friedrich Wilhelm Weber, mit zwei Bildnissen des Dichters . . .“ Die Ausgabe erschien in Halbleinen-, Halbkunstleder- und Halbechtledeereinband — aber selbst die in Halbechtleder gebundene Ausgabe vermag trotz des besseren, holzfreien Papiers, auf dem sie abgezogen, den Freund schöner Bücher nicht völlig zu befriedigen. Als erste Gesamtausgabe der Hauptwerke unseres Dichters freilich in künftiger Zeit wird sie immer einen gewissen bibliophilen Wert besitzen, obgleich sie — der Titel nennt sie ja schließlich auch nur „gesammelte Werke“ — nicht das ganze künstlerische Lebenswerk des Dichters bietet. Es fehlen die schönen Begleitgedichte zu den drei oberwähnten Bilderwerken, was besonders bezüglich der „Marienblumen“ sehr zu bedauern ist. Weber als Dichter rein religiöser Stoffe kommt in dieser Gesamtausgabe nicht zum Wort.